

WIR KEHREN DIE SORGE AUS DEM HAUS

Wiebke von Bernstorff, Yasemin Dayıođlu-Yücel

Abstract

In unserem Beitrag werfen wir einen Blick auf auch umstrittene emanzipatorische Theorietraditionen und kontextualisieren diese mit literarischer Care-Arbeit bei Brontë, Soysal und Haushofer. Was bedeutet uns heute in Zeiten von allgegenwärtiger Selbstoptimierung und Arbeitskräftemangel in Care-Berufen Esther Vilars Prognose von den Möglichkeiten der Fünf-Stunden-Gesellschaft? Die Theoriefäden aufnehmend und sie neu verknüpfend nähern wir uns dem Thema essayistisch, selbst-reflexiv und in Form eines kollaborativen Schreibexperiments.

Wir kehren die Sorge aus dem Haus

... und bringen sie auf die Straße, aufs Papier, in die Museen und lassen sie dort ihren Dreck alleine wegmachen!

Aber können wir überhaupt ohne Sorge? Oder gehört sie zum Menschsein dazu?

*

Ist es Zufall, dass James Blake im Hintergrund »There's a limit to your care« singt, während ich darauf warte, dass der Drucker den Entwurf für unseren Beitrag auswirft? Nein, denn einerseits wird sehr »careless« mit diesem Begriff verfahren. Andererseits sind unsere Gedankenschleifen zum Thema »Care« teilweise sehr weit hinausgeraten, als wir uns dem Begriff nähern wollten und das lag nicht an uns. Sorgen kann man sich um Vieles. So wie man Vieles lieben kann (»There's a limit to your love«, singt James Blake weiter). So rein die Sentiments sein mögen, reine Gedanken, die nicht in Handlungen übertragen werden, kommen an ihre Grenzen. Deswegen spricht man von der Sorgearbeit. (Von der Liebesarbeit wollen wir an dieser Stelle schweigen, denn da könnte ein in 2.000 Wörtern unauflösbarer Knoten in die Schleife geraten, selbiges gilt für Sex-Arbeit als Care-Arbeit, worüber andere jedoch zum Glück reden, z. B. Künkel/Schrader 2019). Wir wollen also Care als eine in Handlung umgesetzte Sorge verstehen, nicht als durchaus berechtigte, reine feine Gedanken. Wir wollen auch bedenken, ob die Sorgearbeit bezahlt wird oder nicht, und welche Konsequenzen das hat. Wir wollen Care-Arbeit nicht zu voreilig in Diskurse des Feminismus und Ideen über Frauen- und Mütterbilder einbetten. Wir wollen Care breit und schmal denken, vom Abwasch der Bratpfanne bis zur Sorge um den Planeten Erde. Ob wir die Schleifen ziehen können, ohne uns zu verheddern, oder ob gerade im Verheddern eine Chance liegt, ist eine Frage, die uns im Schreibprozess begleitet. Wir wollen keinen weiteren Text generieren, der aufzeigt, wie ungerecht die Care-Arbeit verteilt ist. Wir wollen künstlerische, philosophische und emanzipatorische Beiträge im Themenfeld miteinander reden und streiten lassen, um – vielleicht – etwas zu lernen, für den gesamtgesellschaftlichen Umgang mit Care, der uns tagtäglich unmittelbarer betrifft als vielleicht jedes andere künstlerisch-literarisch und literaturwissenschaftlich behandelbare Thema.

*

In Mierle Laderman Ukeles *Maintenance Art Manifesto* (1969) ist Sorgearbeit eine Kunst. Vielleicht wird sie deswegen so ungerecht bezahlt? Wie passend, dass »kuratieren« und »sich kümmern« von lateinisch »curare« abstammen. Denn auch der Kunstmarkt honoriert ja nicht gemäß elementarer Bedürfnisse. Das Umsorgen, Besorgen und für ein gemeinsames Leben Sorgen ist kein gesellschaftlich ausgewiesener und anerkannter Produktivfaktor. Produktivität wird immer noch woanders verortet: in den Werkhallen, an den Fließbändern und vor den Bildschirmen. Aber was daran ist wirklich produktiv und wieso ist es besser als das Einkochen, einander Zuhören, Helfen und Kunst machen? Damit befriedigen wir doch ganz grundsätzliche Bedürfnisse nach (seelischer) Wärme, Nahrung, Freude, und so weiter ...

*

Während ich heute dem Schreibtisch aus dem Weg ging, um aus den Quitten, die sich duftend dem Ende ihrer Haltbarkeit näherten, Weihnachtsgeschenke zu zaubern – Quittenbrot für meinen Vater in seiner Demenz, nicht wissend, ob es bei ihm eine Erinnerung auslöst, an zuhause, an mich? Eher unwahrscheinlich! An seine Mutter vielleicht, die zu Weihnachten immer Quittenbrot machte –, während ich also schnitt und kochte und rührte und abschmeckte und abwusch und rührte, musste ich an die Szene in Charlotte Brontës *Jane Eyre* denken, in der Jane Weihnachtsvorbereitungen trifft. Weil sich der Vikar und seine Schwestern als entfernte Verwandte entpuppen, ist die Waise Jane zum ersten Mal Teil einer Familie. Ausdruck für diesen neuen Status ist ihr großer Hausputz. Vom Vikar befragt, warum sie ihre gerade errungene Stellung als Lehrerin aufgab und was sie nun vorhabe, antwortet sie:

My first aim will be to clean down (do you comprehend the full force of the expression?) – to clean down Moor House from chamber to cellar; my next to rub it up with beeswax, oil, and an indefinite number of cloths, till

it glitters again; my third to arrange every chair, table, bed, carpet, with mathematical precision, afterwards I shall go near to ruin you in coals and peat to keep up good fires in every room; and lastly the two days preceding that one which your sisters are expected will be devoted by Hannah and me to such a beating of eggs, sorting of currants, grating of spices, compounding of Christmas cakes, chopping up of materials for mince pies and solemnizing of other culinary rites, as words can convey but an inadequate notion of to the uninitiated like you. (Brontë [1847] 1985, 416)

Der Vikar versucht Jane davon zu überzeugen, dass sie größere Talente habe, als nur einen Haushalt zu führen. Jane aber antwortet ihm, sie sei mit den Aufgaben des Haushaltes und der Sorge um die Familienangehörigen »as content as a queen« (Brontë [1847] 1966, 416).

*

Auf dem Grundstück unseres Mehrfamilienhauses gibt es mehrere große Bäume. Das ist nicht selbstverständlich in diesem relativ dicht besiedelten Stadtteil. Diese Bäume versorgen uns mit etlichem: Schönheit und Sauerstoff. Die Bäume werfen auch etliches ab: Früchte und Blätter. Die verfaulten Früchte und die trockenen Blätter sollen weggekehrt werden. Die vertrauten Besenstriche aus dem Nachbarhaus höre ich zu bestimmten Jahreszeiten täglich. Auch ich hatte einen Kehrauftrag übernommen für unser Haus. Einmal im Monat sollte ich den Besen über Hof und Fußweg streichen und aufsammeln, was die Bäume abwarfen. Dadurch drückte ich meine Fürsorge für die Nachbar*innen aus. Beppo, der Straßenfeger sagt in *Momo*:

Man darf nie an die ganze Straße auf einmal denken, verstehst du? Man muss nur an den nächsten Schritt denken, an den nächsten Atemzug, an den nächsten Besenstrich. Und immer wieder nur an den nächsten. [...] Dann macht es Freude; das ist wichtig, dann macht man seine Sache gut. Und so soll es sein. (Ende [1973] 2005, 38)

Kontemplativ könnte ich diese Aufgabe erfüllen, im Sinne der Achtsamkeit, die angeblich fast alle Probleme der Welt lösen kann: »Schritt – Atemzug – Besenstrich« (Ende [1973] 2005, 37). Stattdessen denke ich: Einkaufen – Kochen – E-Mails beantworten – trocknen die Sportsachen meines Sohnes noch, wenn ich sie jetzt wasche? – beim Schwimmkurs anrufen – E-Mails beantworten – Antrag schreiben – Arzttermin für meine Mutter vereinbaren – E-Mails beantworten – schaffe ich es noch, etwas für die Care-Ausgabe zu schreiben? – Dokumente hochladen – E-Mails beantworten. Seit dem *Maintenance Art Manifesto* weiß ich, das ist alles, wenn nicht Kontemplation, so doch wenigstens Kunst, und ich treffe auch immer wieder auf Menschen, die mir sagen, dass ich meine Prioritäten nur auf das setzen müsse, was mir wirklich wichtig ist, dann klappe es auch mit der Selbstfürsorge: »Dann macht es Freude; das ist wichtig, dann macht man seine Sache gut. Und so soll es sein« (Ende [1973] 2005, 38). Alles andere seien Ausflüchte. Die Selbstfürsorge ist bestimmendes Thema des WWW und wir drehen uns weltweit immerzu um unser privilegiertes Selbst ... Unsere Frage hat sich damit aber nicht erledigt ... leider nicht.

Wie wäre es, wenn ich den Hof fegen könnte, Schritt – Atemzug – Besenstrich, und dabei »nur« an das Einkaufen, die Wäsche und das Kochen denken würde? Wenn ich am Nachmittag mit meinen Freund*innen beim Kaffee sitzen würde, wenn ich tatsächlich mit Liebe backen würde: Ei – Atemzug – Rühren, anstatt meine E-Mails zu beantworten? Wenn ich dafür abhängig wäre von der finanziellen Fürsorge einer anderen Person? Wäre ich zufrieden wie eine Königin?

*

Mein Lieblingslied als junge Mutter war immer: »Froh zu sein bedarf es wenig, und wer froh ist, ist ein König.« Das schien mir nicht nur ein passender Kommentar zur eigenen materiellen Situation als Nachwuchswissenschaftler-Eltern-Familie, sondern auch in der Schlichtheit des Textes

einfach überzeugend. Die Melodie ist auch für Ungeübte als Kanon singbar. So greift hier eine Hand in die andere, unterstützen sich die Stimmen gegenseitig in einem fortwährenden Kreisgesang. Textlich wird das durch den Parallelismus der beiden Verse unterstützt, in denen die Freude verdoppelt und sowohl mit »wenig« als auch »König« gepaart wird. Ein schönes literarisch-musikalisches Bild für die kreisförmige Vielstimmigkeit der Genügsamkeit. Ein Bild für Sorgearbeit im besten Sinne? Oh! Jetzt wurde die wissenschaftliche Arbeit aus Versehen unter den Teppich gekehrt ...

*

Wir kehren / we care dort, wo wir Teil einer sozialen Gemeinschaft sind. So weit, so gut. Dass in den mir vertrauten Gemein- und Gesellschaften immer noch mehr Frauen kehren als Männer – nicht gut, aber Tatsache. Es verbindet uns miteinander, wenn auch im ewigen (Wider-)Streit. Wir verbinden uns mit der Welt, indem wir Sorge tragen. Wir verbinden uns mit Pflanzen, Tieren, um die wir uns kümmern und die sich um uns kümmern. Wir sind gegenseitig Teil unseres Lebens und unserer Welt. Das ist menschlich und mehr als menschlich, aber offensichtlich nicht männlich?

Das will ich weder denken noch schreiben. Nehmen wir aber die Zahlen, die Erzählungen (private und öffentliche) ernst, so zeigen sie ein wesentliches Problem an. In Marlen Haushofers Texten werden die beklemmend brutalen Seiten selbst der »privilegierten Mittelschicht-Hausfrauen« eindrücklich in literarische Bilder gebannt. Das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis im Projekt »Familiengründung« wird psychologisch differenziert dargestellt (vgl. etwa Haushofer [1969] 2002). Die türkische Schriftstellerin Sevgi Soysal hat mit *Tante Rosa* eine literarische Figur geschaffen, die eines Tages einfach aus dem Haus spaziert:

Einen Brief hinterließ Tante Rosa, drei Kinder, eines noch an der Brust, ein Dienstmädchen, dem sie beigebracht hatte, wie man sonntags den Gänsebraten und den Apfelkuchen zubereitet, wie man die Tischtücher mangelt und in die Schränke räumt. (Soysal [1968] 2004, 36; Übersetzung Y. D.-Y.)

Ob das Dienstmädchen auch den Schlafzimmerbesuch des Ehemannes an Sonntagnachmittagen übernimmt, bleibt ungeschrieben. Wie ihre berühmte Vorgängerin Nora aus Ibsens *Puppenheim* wehrt sich Rosa gegen die Objektivierung durch Ehemann und Gesellschaft, zu der auch die eigenen Kinder gehören. Ist es bemerkenswert, dass die Figur in diesem türkischen Text der späten 1960er Jahre eine Deutsche ist, die bei ihrem deutschen Namen genannt wird: Tante Rosa, die sich – so muss man es interpretieren – sagt: I don't kehr!?

Wo führt der Weg lang zwischen dem familienlosen Beppo, dem Familienflüchtling Tante Rosa und den Ausflüchten überlasteter Fürsorger*innen? Wer erweist einer Gesellschaft, in der Kinder aufzuziehen als Privatvergnügen gilt, einen größeren Dienst? Wie könnte es gerechter zugehen? Was ist beispielweise schlecht daran, sich Care zu kaufen, wenn man kann?

*

Das ist eine sehr gute Frage und sie zielt auf den inneren Kern meines Denk-Problems. Erst einmal ist daran nichts Schlechtes. Ganz im Gegenteil. Es ist eine klare Sache: Arbeit gegen Geld. Das geht völlig konform mit den kapitalistischen Grundsätzen. Warum aber regt sich dann bei mir so viel innerer Widerstand? Da ist zum einen das schlechte Gewissen den Menschen gegenüber, die diese Sorge-Arbeit dann tun müssen. Dass man/frau in dieser Arbeit also eine Erfüllung finden könnte, kommt in meinem inneren Gefühls-Haushalt offensichtlich nicht vor. Dabei wage ich es zugleich aber nicht zu bezweifeln, dass es glückliche Menschen gibt, die morgens gerne früh aufstehen, der ganzen Familie die abends

schon vorbereitete Pausen-Leckerei individuell zusammengestellt in die Tupperdosen dekorieren, Groß und Klein auf ihre Wege bringen, auf dem Rückweg noch ein paar Besorgungen machen, zuhause dann aufräumen, waschen, putzen und kochen, bis die ersten wieder an den gedeckten Tisch heimkommen und in die zweite Tageshälfte begleitet werden. Aber, und das scheint den gewaltigen Unterschied zu machen, das tun sie in ihren eigenen vier Wänden, für die eigene Brut und nicht gegen Geld für andere. Hausarbeit scheint also (genau wie Sex) im Rahmen der Familie einfach dazuzugehören und zugleich ein Quell von Selbstverwirklichung zu sein. Wenn man/frau es aber für Geld tut, sie also dem kapitalistischen Umwälzungsprozess unterwirft, wird es pfui von dreckig bis peinlich. So funktioniert das bürgerliche Patriarchat und das ist jetzt mal wieder keine neue Erkenntnis. Seit Karin Hausens »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben« (1976) und Ute Freverts *Frauen-Geschichte* (1986) ist das in allen Geisteswissenschaften x-mal durchdekliniert, gezeigt, analysiert und ergründet worden. Nur, wie kommen wir da heraus? Hinkt hier die träge körperliche Materie der Erkenntnis um Jahrhunderte hinterher?

Zum anderen aber ist das kapitalistische Tauschsystem ja nicht wertfrei, was dazu führt, dass Arbeit, die vom System als pfui anerkannt, eben sehr schlecht bezahlt wird und damit wenig attraktiv ist und nahezu automatisch von Frauen, migrantischen und anderen Personen mit niedrigem gesellschaftlichen Status ausgeführt wird. Mein schlechtes Gewissen hat also eine materielle und reale Grundlage und ich sehe keinen Ausweg aus dieser Sackgasse.

Wäre das bedingungslose Grundeinkommen eine Lösung? Ich glaube nicht, solange es nicht zu einem grundsätzlichen Wertewandel in den Köpfen kommen würde. Vielleicht wäre es sogar kontraproduktiv, weil noch mehr Frauen sich zufriedengäben mit der jetzt sogar (staatlich) alimentierten Sorgearbeit. Im Sinne der kapitalistischen Ordnung wäre es aber sehr produktiv: Die durch das Grundeinkommen Alimentierten

würden wie eh und je eine Reserve von gut Qualifizierten (deren Ausbildung staatlich finanziert wird) bilden, die in Zeiten von Arbeitskräftemangel angeworben und in der nächsten Abschwungphase wieder gekündigt werden könnten. Perfekt!

*

Esther Vilar ist wie Tante Rosa eine umstrittene Figur, allerdings eine reale. Sie flüchtete ebenfalls, nachdem sie auf einem Frauenklo der Münchener Universität (die Ortsangabe finde ich wichtig!) zusammengeschlagen wurde. Dass die Hausfrau nicht die wahre Unterdrückte sei, sondern der Mann, der finanziell für alles aufkomme, war in *Der dressierte Mann* (Vilar 1971) eine provokante Äußerung. Dennoch sollte es ja um Gleichberechtigung gehen und nicht um die Um-care-ung der Ungerechtigkeit – das wird auch heute noch gerne verwechselt.

Den Knoten, den Esther Vilar uns eingehandelt hat, können wir hier nicht platzen lassen. Das würde den Rahmen sprengen. Wir haben dazu viel geschrieben und wieder von den Seiten gefegt. Wir haben Vilers Idee der 25-Stunden-Woche bzw. der *Fünf-Stunden-Gesellschaft* (Vilar [1978] 1981) trotz aller ihrer als antifeministisch geltenden und faktisch antifeministischen Positionen ernst genommen als »Argumente für eine Utopie«, wie es im Untertitel heißt. 1978, also gut ein halbes Jahrhundert vor unserer Zeit, schlägt Vilar vor, dass Mutter und Vater jeweils fünf Stunden arbeiten sollen, Kinder fünf Stunden in Kitas und Schulen gehen. Vilar hat in *Die Fünf-Stunden-Gesellschaft* vieles vorausgedacht, was sich in Deutschland erst in den letzten zehn Jahren durchsetzt. Anspruch auf Kita-Plätze, bezahlte Elternzeit, auch für Väter. Sie rechnet damit, dass man mit 2:45 Stunden Hausarbeit pro Tag auskäme (Vilar [1978] 1981, 232) und die »bloße Beschäftigung« mit Kindern »eine Ehre und Freude« sei (Vilar [1978] 1981, 233). Die Einbußen im Einkommen sind der gezahlte Preis für die gemeinsam verbrachte »Quality Time«. Eine Qualifikationsarbeit ließe sich in dieser mit Kindern

beschenken Zeit nicht schreiben, aber die liegt ja eh schon unter dem Teppich. Interessant ist doch, wie sich Vilars Vertrauen in die »Haushaltsroboter« (Vilar [1978] 1981, 232) als Zeitsparer mit den Berechnungen der grauen Herren in *Momo* trifft, vor allem aber erinnert es mich an Haraways *Cyborg Manifesto*. Technik, die Ungerechtigkeiten löst, verwende ich gerne (und verkneife mir die Schleife, ob auch Care-Roboter ausgebeutet würden). Die Rechnung, von der auch der Planet Erde profitieren würde, geht aber nur auf, wenn beide Partner und die Gesamtgesellschaft mitmachen, auf mehr Gehalt verzichten, auf mehr berufliche Selbstverwirklichung. Verzicht ist in der Regel jedoch der Feind von Utopien. Es mangelt nicht an den reinen Gedanken, die wir hier auch Vilar unterstellen, sondern an deren Umsetzung in Handlungen.

*

Warum also beginnen wir immer wieder neu? Liegt es vielleicht in der Natur der Sorge, dass sie jeden Tag neu beginnt? Der immer wiederkehrende Neubeginn ist ein Grundpfeiler von Haraways Sorge für menschliche und nichtmenschliche Arten auf dem Planeten Erde, den sie unter anderem auf Alfred North Whiteheads Prozessphilosophie stützt. Das »Werden-mit-anderen« (Haraway [2016] 2018, 11) wird als ein fortdauernder Prozess beschrieben, in dem das gemeinsame Handeln der Vorstellung von unabhängig voneinander handelnden Entitäten übergeordnet ist, und nur in dieser Kooperation zum gemeinsamen artenübergreifenden Fortbestehen trotz unruhiger Zeiten beiträgt. Pheng Cheah denkt über einen Weltliteraturbegriff im Sinne einer Literatur nach, die normativ bessere Welten schafft. Er bezieht sich unter anderem auf Hannah Arendt, die in der Geburt die sich erneuernde Urkraft der Welt sieht und damit auch in der Arbeit, die jeden Tag neu verrichtet wird (vgl. Cheah 2016, 137).

Dass wir täglich immer wieder von vorne Sorge tragen, ist nicht das Problem. Dass diese Arbeit weiterhin im System unserer Gesellschafts-

ordnung nicht als wertvoll anerkannt ist, ist das Problem. Womit auch wir wieder am Anfang sind. Wenn wir nun unser demokratisches Gesellschaftssystem als gemeinsamen Haushalt ansehen, was sich ja tatsächlich auch in der politischen Sprache ausdrückt, was muss dann geschehen, damit die Sorge-Arbeit in diesem Haushalt sowohl gerecht verteilt als auch als wertvoll (an-)erkannt wird?

*

Wir haben nun gründlich aufgeräumt und dabei etliche Schubladen aufgezogen, einiges aussortiert, anderes näher betrachtet und dann wieder zurückgelegt. Was gehört nun endgültig in den Mülleimer (der Geschichte)? Was stellen wir vor die Tür oder verstecken es lieber auf dem Dachboden?

Vielleicht müssen wir doch noch einmal zurück in die Geschichte?

Vielleicht braucht es den großen Hausputz also doch?

*

Damit jede*r ohne Sorge sorgen und versorgt werden kann, braucht es Ressourcen zur Aufrechterhaltung auch des gesellschaftlichen Haushalts mit allem und allen, die dazu gehören – und Zeit. Frag mal die grauen Männer. Das Einzige, was gerecht auf dieser Welt verteilt ist, ist Zeit (vgl. Özdoğan 2013, 21). Das stimmt nur als reiner Gedanke. Zeit ist Geld ist Bezahlung für Care-Arbeit ist Objektivierung von Care-Arbeit ist Entfremdung von dem reinen Gefühl im Begriff Sorge, wie soll sie sonst verkraftet werden. Doppelt und dreifach intersektional diskriminiert sind diejenigen, bei denen die Ressourcen Geld und Zeit knapp sind, weil noch die unbezahlte Care-Arbeit für Angehörige wartet.

Seit 2014 setzt sich das Netzwerk Care-Revolution für einen solchen großen, gesellschaftlichen Hausputz ein:

In Gemeinschaften auf nachbarschaftlicher, kommunaler oder regionaler Ebene ebenso wie in Räten, die überregional zu lösende Probleme regeln, gilt es, sich über die konkrete Ausgestaltung dieser Gesellschaft zu verständigen. Das Ziel gesellschaftlicher Transformation auf der Grundlage von Solidarität ist in diesem Sinn ein gutes Leben für alle – mit Zeit für Care-Arbeit, Zeit für die Herstellung von gesellschaftlich nützlichen Gütern und Dienstleistungen und Zeit für politisches und zivilgesellschaftliches Engagement. Ebenso ist Zeit für Muße wichtig, für nicht an einen Zweck gebundene Tätigkeiten. (Winker 2015, 144)

Ein Tiny House in der solidarischen Fünf-Stunden-Gesellschaft stelle ich mir gemütlich vor, nachhaltig sowieso.

Lässt du dich bekehren?

Ich Sorge mit!

Auf gute Nachbarschaft!

LITERATUR

- Brontë, Charlotte. (1847) 1985. *Jane Eyre*. London: Penguin Books.
- Cheah, Pheng. 2015. *What is a World? On Postcolonial Literature as World Literature*. Durham/London: Duke University Press.
- Ende, Michael. (1973) 2005. *Momo*. Stuttgart/Wien: Thienemann.
- Frevert, Ute. 1986. *Frauen-Geschichte: zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Haraway, Donna Jeanne. (2016) 2018. *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*. Frankfurt am Main: Campus.
- Hausen, Karin. 1976. »Die Polarisierung der >Geschlechtscharaktere< – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«. In *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas: Neue Forschungen*, hrsg. von Werner Conze, 363–93. Stuttgart: Klett.
- Haushofer, Marlen. (1969) 2002. *Die Mansarde*. München: dtv.
- Künkel, Jenny und Kathrin Schrader (Hrsg.). 2019. *Sexarbeit – Feministische Perspektiven*. Münster: Unrast.
- Özdoğan, Selim. 2013. *DZ*. Innsbruck/Wien: Haymon.
- Soysal, Sevgi. (1968) 2004. *Tante Rosa*. Istanbul: İletişim.
- Vilar, Esther. 1971. *Der dressierte Mann*. Gütersloh: Bertelsmann.
- Vilar, Esther. (1978) 1981. *Die Fünf-Stunden-Gesellschaft. Argumente für eine Utopie*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Ullstein.
- Winker, Gabriele. 2015. *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.